

# N ü c k w i r k u n g e n ,

oder:

## Wer regiert denn?

ST. MICHAEL'S

THE RECTORY

1857

## Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Bureau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entsetzt und düster in den Lehnstuhl warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen, stand bei diesen Worten, wie vom Blitz gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiderte der Buchhalter und warf seine Briestafche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Wehe dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin.“

Colas versprach alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Defizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatsby, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's versündigt habe, daß Herr von Gatsby mich dazu wählt. Er bot mir vierzig, er bot mir sechzigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre,

und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben.“ — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen oder helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!“

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!“ schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe.“

„Willst du ein Kind des Todes sein?“ rief Herr Larmes. „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gathry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten,

oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlassen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpassen. Es geht um dein und mein Leben. Der Rasende wagt Alles.“

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?“ fragte Colas ängstlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unschuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich schweige und harre getrost. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Justiz wenigstens gegen Mordmord gesichert sein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unschuld nicht. Bis dahin schweige! Ich gebe dir meine Baarschaft. Werde ich unschuldig verurtheilt, siegt der Bösewicht durch das Ansehen seiner mächtigen Verwandtschaft: gut, so bleibe ehrlich und Sorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen.“

Beide sprachen noch lange über diesen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem festen Muth des reinen Bewußtseins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne; Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

---

2.

P a u l i n e.

Colas Koffer ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes

bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Dron, der hier, mit seiner Gemahlin, eines der glänzendsten Häuser in Paris machte. Man sagte sogar, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzuthun. Er schrieb für sie oder die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand am Fenster gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denselben hinging. Sie erschrak, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. „Bst! bst!“ flüsterte sie gegen ihn. Er hörte nichts. „Colas!“ rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaussah. Er gehorchte seufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's.“ Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst aufs höchste. „Wie, Colas,“ rief sie, „Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!“

Colas zuckte die Achseln und sagte: „Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen. Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris.“

Pauline ward bei dieser Ankündigung sterbensbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wollte sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: „Colas, warum?“

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. „Bin ich,“ sagte sie, „bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!“ rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende ansah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. „Ach, schöne Pauline,“ sagte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich . . .“

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du

Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längst im Grabe."

"Und hätt' ich eine Schwester," versetzte er traurig, "und sie gliche Ihnen — ja, dann wär' mir wohl, dürste ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . ."

"Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier ist die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — "Was kostet es, diesen stummen Mund zu entriegeln!" sagte sie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachlässig auf seine Schulter sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

"Beruhige dich, lieber Colas!" sagte sie: "du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel ersinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

"Aber," seufzte Colas ängstlich, "ohne etwas zu verrathen!"

"Wenn mir nur gleich etwas beifiele!" rief sie und rieb sich die Stirn: "Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen."

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben der Bruder keiner Schwester mehr.“

3.

Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen hatte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblick des in Entzückungen schwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie schön Sie sind!“ sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Dron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegen ging. Allein der Muth ertsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen frem-

des Leiden erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reise. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigster Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden.“

„Wie, schöne Pauline,“ rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernste die Liebe für Scherz?“

— Wenigstens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz ist, so ist Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es ist nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, so ist Ihre göttliche Gestalt, so ist Ihr Blick, so ist all der verführerische Zauber, der Sie umschwebt, Täuschung und Lüge.“

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr sieht, als es sieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber schon für meine Ruhe.“

— Ich bitte Sie, Prinz, warum sagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Lassen Sie uns von etwas Besserem plaudern. — Oder weil Sie mir beweisen wollen, daß Sie der geistvollste, artigste, gewandteste Mann sind? Ich weiß es schon, so gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben soll, was Sie mir Verbindliches sagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht so übel von meinem Verstand denken!

„Welche Sophistin Sie sind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, so glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie selbst einflößten; so glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . .“

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von

Blutgeschichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anspruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ schrie der Prinz Soubise, und nun folgte eine Reihe von Bethuerungen und Schwärmereien, mit deren Herzerzählung wir unsere Leser nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den besten Nutzen davon. Sie trat mit einer bescheidenen Bitte vor, die der Prinz schon als erfüllt erklärte, ehe er sie nur gehört hatte. Nun erzählte sie ihm im tiefsten Vertrauen die Unglücksgeschichte des alten Buchhalters, die sie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den sie die lebendigste Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr sie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer stillen Tugenden erweitern. Sie können die Unschuld retten; Keiner wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . . .“

„O still vom Kardinal!“ rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er ist der Gönner des verschwenderischen Gattray und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von dessen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber . . .“ Der Prinz schwieg, sann, rieb sich die Stirn, ward plötzlich hell und sagte: „Mein Fräulein, ich verlasse Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eifersüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienst in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr schöner, menschenfreundlicher Wunsch erfüllt ist.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

Frau von Pompadour.

Er schwang sich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er sich in den Tuilerien sogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwig XV. allerchristlichsten Majestät galt. Sie war die unbeschränkte Gebieterin seines Herzens, seines Willens und seines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für sie geendet. Sie mochte etwa fünf- unddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermochte wider sie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenbei“ beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst

wußte sich viel damit, daß sie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber, nächst dem Könige, blickte sie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubise.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geschaffen, witzig, sinnreich, verführerisch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlaueit und Lebenserfahrung, konnte sich nicht erwehren, ihn lieber zu sehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebsten zu glauben, daß er sie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes sonst. Der Prinz war einer von den starken Geistern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenschaft in sich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, seinen stillen Kampf zwischen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören sollte. Sie empfand für den Prinzen, was sie nicht empfinden mochte, und eben weil sie es nicht mochte, hing sie um so inniger an ihm. Doch hütete sich die feine Frau von Welt wohl, das von sich ahnen zu lassen, dessen sie sich, wie einer Lächerlichkeit, schämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traume ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?“ fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen. Wie kann man auch anders?“ sagte Soubise, und drückte ihre schöne Hand an seine Lippen: „Mich selbst, so wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres

Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen."

"Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden."

"O, lyrische Sprünge!" rief Frau von Pompadour: "Sie haben Talent zum Dendichten, Prinz."

"Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?"

"Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz."

"Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in dem Ihrigen aufgelöst. Was wider Sie ist, das ist wider mich. Und ich . . ."

"Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Dendichter."

"Wohlan, trockne Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?"

"Sie meinen die Albernheit gegen mich? in welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab' ich's errathen?"

"Halb! Bei seinem Schützling, dem unflätigen de Gatty. Der Glende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen."

"Wie? Was sagen Sie mir da?" rief die Marquise erstaunt.

"Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Defizits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor

einer Stunde zu sagen. Ich hatte also Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht."

"Haben Sie auch recht gehört, Prinz?"

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schelmerei des Herrn von Gatri und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schutzlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

"Nein," rief sie, "das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann soll nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?"

"Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte."

"So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatri brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!"

"Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen."

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem Könige melden.

---

5.

Der König.

"Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!" sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt: Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften aufs grausamste gelangweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurz an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?“

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

„Gute Marquise! — Sehen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?“

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißhandeln wagt. Denn . . .

„Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beispiel von Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere, als Freudenthränen vergießen? — Wer also hat Sie beleidigt?“

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigt.

Der König stugte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Pläne des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen dieses Ministers zu bekennen, der sich mit einigen tausend Livres davon frei machen möchte. Die

Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredsamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanz ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menschlicher Bosheit und hilfloser Unschuld. Sie selbst ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn,“ sagte der König, als sie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde: „ist's nur das, und sonst nichts? Was geht uns das an? Lassen Sie doch die Gerichte dafür sorgen; die werden schon strafen. Jetzt hören Sie mein Geschichtchen vom spaßhaften Handel des Fräuleins von Autun.“

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters schriftliche Erklärung in Händen, und ist dieser geflüchtet, so wird dieser verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majestät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen.“

— Er ist Gatry's besonderer Gönner, wie man mir gesagt hat.

„Oder den Polizeiminister. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter schicken, um von diesem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht ist.“

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben so sehr Ihren Scharfsinn, als Ihr wohlwollendes Herz bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei Gatry's eigene Handschrift erhaschen kann, dieser in seinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen ist.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß Sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen. So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister — oder ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!“

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König

beschied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er sich sogleich selbst begab.

„Sie aber,“ sagte er beim Fortgehen der Marquise, „bleiben inzwischen hier. Wir müssen eins über das Fräulein von Autun lachen.“

6.

Die Wirkung.

Es war schon spät Abends. Der Buchhalter Larmes saß düster in seinem Zimmer am Schreibtische und zeichnete Verschiedenes auf. Colas stand daneben.

„Jetzt, mein Sohn,“ sagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles ist abgethan. Es geschehe, was da wolle, ich werde mich nicht, weder schriftlich noch mündlich, zu dem Rassenbetrug bekennen. Ich stehe in Gottes Hand. Es ist eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtsein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angesicht spotten. Und würde ich auf die Galeere geschickt, ich wollte lächelnd gehen.“

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man sah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte sie öffnete, mehrere Bewaffnete stehen.

Der Beamte entschuldigte seinen Besuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieser bekannte sich erblappend mit zitternder Stimme zu seinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberschauer, und konnte sich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten diesen Morgen,“ sagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?“

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?“

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?“ fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie mir ihn ohne Weigern übergeben.“

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Briefftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Trager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen mein Wagen.“

„Wohin?“ schrie Golas verzweifelnd: „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen.“

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein. Lassen Sie sich.“

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück,“ sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit sagen ohne ihn. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen.“

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!

„Herr von Gatry verhaftet?“ sagte der Buchhalter mit halb-  
froher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört? schrie Golas freudig: „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet. Nun merk' ich, seh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!“ fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel: „Du unvergleichliche, köstliche, himmlische . . .“ bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!“

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Wegläugnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Golas wurden noch denselben Abend wieder zurückgelassen. Golas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem entzückten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht!“ Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise vom Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!“ Noch

denselben Abend gestand Ludwig XV. im Arm der Geliebten: er sei von ihr noch nie schöner belohnt worden, als der einfältigen, närrischen Geschichte wegen.

---

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatri's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kassen und Rechnungsbücher des Seewesens wurden untersucht. Man entdeckte größern Verlust, als man vermuthete. Es entspann sich aus einer Untersuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatri hatte sich während dessen wieder erholt und erneuerte die Bethenerungen seiner Unschuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, dessen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten seine Gesundheit tief erschüttert. Colas war untröstlich über den Verlust seines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von dessen mäßigem Vermögen; allein das erquickte ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit seiner Selbstaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage war nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbschaft allein konnte er unmöglich anständig leben. — „Ei,“ sagte Pauline, „willst du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seewesen werden?“

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie soll ich meine Gedanken so weit erheben? Buchhalter des Seewesens! — Es ist wahr, ich habe unter der Aufsicht des Herrn Larmes oft, besonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, seine sämt-

lichen Geschäfte gethan; er hatte bloß zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit schwinde ich nicht hinauf.“

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dir so schön läßt!“ sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohlgefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Range stehe, als ein Marine-Buchhalter?“

„Fräulein, Sie scherzen.“

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?“

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline.“

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Bons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?“

„Kein Wort, reizende Pauline.“

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dasteht, nämlich eines Adoptivsohnes, Nikolaus Rostier. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte.“

„Ich erinnere mich des tollen Einfalls.“

„Nun, dieser Rostier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schick-

sal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für erlittenes Unrecht reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Können Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz. Dieser Erbe von der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht einsam, kein Mund spricht für ihn."

"Wie? Kein Mund spricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?" flüsterte der Prinz: "Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

"Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

"D!" rief der Prinz: "Es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt des junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolaß Rostler; der Prinz schrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er sich seiner, als er nachher bei der Marquise von Pompadour im vertraulichen Gespräche saß, die Marquise selbst von Gatry's Prozeß anfang und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit seines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht gewesen wäre.

"Nahe?" antwortete der Prinz: "Nein, sagen Sie lieber, in den Tod, meine Gnädige. Angst und Schrecken haben den schwachen Greis getödtet. Er steht vor Gott, und nennt, dankbar unter Engeln, den Namen des irdischen Engels, der ihn vom Untergang rettete."

Die Marquise erschraf und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und stimmte sich selbst in Trauer hinüber, indem er vom Lebensloose mancher edeln Menschen sprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in seinen Augen zitterte: „Ihm ist nichts mehr zu vergelten und zu ersetzen.“

Die Frau von Pompadour sah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieser Anblick machte sie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlassen?“ fragte sie: „Ich weiß, der König ist gut.“

Der Prinz sprach von der erledigten Buchhalterstelle, von den ausgezeichneten Kenntnissen des Adoptivsohns Nikolas Roster, und mit einer wahren Begeisterung von dessen strenger Rechtschaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieser brave, junge Mann muß darben, weil er ohne Protektion dasteht. Er ist nur der Erbe von Tugend und Armuth seines Pflegevaters.“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und sagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menschen. Schämen Sie sich Ihres nassen Auges nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie diesen Kuß. Der Roster muß seines Vaters Stelle haben.“

Als die Marquise dem Könige davon anfang, sagte dieser: „In der That hat mir der Marineminister da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich soll sie unterschreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei ist, von dem Sie mir sagen.“ — Die Marquise gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterstelle beim Seewesen den Namen Meuron.

„Nun, so lassen wir's dabei. Der Minister muß ihn kennen. Er weiß das besser, als wir. Mischen wir uns doch in das Zeug nicht.“

„Sire,“ antwortete die Marquise, „aber eben die Einmischung

Sw. Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall füllt. Sw. Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie haben ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel."

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt," rief er: „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen; wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geschleppt hat? Meinen Namen also? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns ins Bureau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Meuron durch und setzte Nikolas Rosier.

„O wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

---

8.

Die Dhrfeige.

Nikolas war vor Erstaunen außer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtsvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen.

„Mein Verdienst bei Ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerial-Bureau: „doch gesteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Wir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn

Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte, als redlicher Mann, keinen andern, als Sie, dem Minister empfehlen.“

So bemerkte Colas, bei seinen Besuchen, daß, wie diese Weiden, alle übrigen höhern Angestellten, ohne sein Vorwissen, auf die edelmüthigste Weise für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, sagte sie lachend: „Du bist ein Narrchen, Colas. Die Hauptperson hast du vergessen. Bitte morgen den Prinzen Soubise um Audienz und küsse ihm die Hand. Vergiß mir's nicht.“

„Und nicht der Prinz Soubise ist die Hauptperson“ sagte Colas, „sondern meine bescheidene schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse.“ — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie nicht nur einem erkenntlichen, sondern auch einem sehr hübschen jungen Mann erwiesen hatte.

Herr Rostier, der im Geschäftskreise der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, nicht eigentlich wegen seiner Geschäftsführung, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn sogleich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schicksal wunderbarlich

zwischen ihm und dem König Ludwig XV. angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen mit Leichtsinn gemischten Phlegma's. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zauberneze über ihn, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerisch-schöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenschaft.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner kalten Ehrerbietung sein mochte, dankte sie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachlässigkeit. Darum war sie nichts desto weniger überzeugt, daß sie von ihm mit einer Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen seinen weiblichen Bekanntschaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beurfunden? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfangs, den Zerstreuungen zu viel Zeit zu gönnen und sie weniger zu sehen.

„Beinahe reut es mich,“ sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich, als Notenschreiber, behalten. Du wärest mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte.“

Er versprach Besserung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er sich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets

Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebureau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Botschafters in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Golas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorbeischweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen freundlichen Blick hinüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Golas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach dem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Golas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen,“ sagte Golas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter.“

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Rosier, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei machten!“ antwortete das Mädchen: „Es ist genug, daß ich den Sir fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie eine Spinne, und schleicht mir nach wie ein Schatten.“

Golas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin

los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch brinsben, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einem der Tische niedersaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bon naye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabinetten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Arkadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu zerstören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsiebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenhuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Verbtheit des Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Wein und Punsch behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender stürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Be-  
theuerung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit  
ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer  
nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren  
fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal, Sir Browne's  
politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Lands-  
leute spürten es ihrem Landsmanne an, und bemühten sich, ihn zu  
besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. „Es ist wahr,“  
rief er den Franzosen zu, „das Cabinet von St. James, wie Ihr  
saget, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß Euch Recht ge-  
ben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den  
Lord Albemarle, sondern ein Londoner Freudenmädchen herschicken  
sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die  
abgeliebte Pompadour.“

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohltäterin  
hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artig-  
keit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehrend,  
halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie  
nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!“

Sir Browne schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung, statt  
aller Antwort einen gewaltigen Nasenflügel zu, und machte die  
Bemerkung: „Was streckt mir der junge Naseweis da die Nase  
entgegen, und läßt sich beugehen, mich zu belehren, ehe ich's von  
ihm verlange?“

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zu-  
wandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohr-  
feige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine  
vom Sturm gebrochene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen  
Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen  
wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über

das Ungewittergefißt, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuern Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf; ebenso die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durchs dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem getreuen Gefährten zum Hotel des Grafen Dron in seine Wohnung.

---

9.

Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londoner Cabinets zu züchtigen. Ginge es von mir ab, morgen müßte der Krieg er-

klärt sein.“ — Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war genommen. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht und sagte: „Beruhigen Sie sich. Ehe vierzehn Tage durchs Land gehen, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein.“ Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsch; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgenden Tages Zimmer und Bett hüten, auf Befehl seines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von seiner Begebenheit voll. Er irrte sich. Niemand sprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzosen am Punschische, noch diese sich unter einander selbst gekannt, weil sie nur vom Zuge des Ungefährs zusammengekehrt worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glase.

Aber nicht so betrachtete es die liebende Pauline, als sie die Zeilen ihres Freundes gelesen hatte. Mit Seelenangst für das gefährdete Leben durchbrachte sie den langen Tag. Abends lösete sie sich durch ein vorgeschütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Dron in Gesellschaft begleiten zu müssen, und schlich durch den Corridor am innern Hofe des Palastes zu den Zimmern des Herrn Rosier.

Im Erröthen der Unschuld und Liebe trat sie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbstück aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Larmes, entfernte sich bescheiden und klug, um Schildwacht zu stehen.

„Was ist Ihnen?“ flüsternte Pauline ängstlich ihrem Freund zu,

der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Neben nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und daß Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Glende!“ rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Mordmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline änglich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas: „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man

spricht davon, unser Hof schwanke zwischen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis ist für den Frieden; auch Prinz Soubise. Rede mit diesem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geschieht es nicht, so sehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen stimmen. Er hat bedeutenden Einfluß."

Colas und Pauline waren eben so schnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgesprochen war. Beide freuten sich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergossene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald sich Pauline in einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubise eröffnen konnte, geschah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlaueit. „Sie wissen, mein Prinz," sagte sie, „die Unglücks Geschichte des Buchhalters Rosier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weise mit seinem Blute bezahlt hat."

„Mit seinem Blute?" entgegnete der Prinz erstaunt: „Kein Wort weiß ich."

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Nasenflüßers, der allzu unpoetisch da stand, wo der Buchhalter Rosier als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf seine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelassen, und dadurch des Herrn Rosier treues Herz empört haben. Wie? das ließ man dem Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquise de Pompadour bloß ahnen. Soubise, als er alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes über ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Un-

anständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer schwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und solchen Menschen schließen Sie sich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich ein Fest daraus macht, Frankreich zu verspotten vor der ganzen Welt, und selbst auf französischem Boden den liebenswürdigsten aller französischen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte so tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürsten, daß er darüber sogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er sonst nie unter vier Augen gegen das Fräulein versäumte. „Aber von wem wissen Sie diese Umstände so genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt sie und erzählt sie sich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrscheinlich am letzten. Der Grund ist begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwachhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eifersucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes.“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit seinen Küssen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg gewesen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünschte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte sich aber näher über den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er sich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ diesen, als den gütigsten Zeugen, zu sich rufen, und befahl ihm, mit der schonungslosesten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umstände mehr, aber nichts von dem, was ihn selbst unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit Unwissenheit, aber war

aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger, als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe,“ sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heimschicken, und das Kriegsmanifest hinter ihr her.“

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre ferneren Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz versprach, sich des Einflusses der Frau von Pampadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!“ schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Golas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouet'schen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Entzücken hätte sie an den Hals des Fürsten fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts desto minder hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur noch entzündetem Gemüth.

Desto ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freund mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicher Weise hatte Graf Dron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät, zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein Angestellter von dieser Gesandtschaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgenden Inhalts gebracht: „Mein Herr, erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen eines Mannes, den ich im Drouet'schen Garten auf die unwürdigste Weise behandelte. Ich handelte im Mause; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie

mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die französisch-ostindische Compagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhassten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung.

S. T. Browne, Esq."

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Britte behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Corridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich Beide nicht alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und ward von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können," sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?"

„Nichts!" sagte Colas, und schloß Paulinen an seine Brust: „Hab ich doch Alles!"

„Wird es dir auch bleiben dürfen?"

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . ."

Er zitterte, mehr zu sagen, aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen."

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu

Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse gar strenge Miene angenommen, und er fürchtete im ganzen Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!“ entgegnete sie: „Wie dürfte ich dies wagen wider Sie?“

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses willen, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an.“

„Erlauben Sie, gnädigster Herr,“ erwiderte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn’ es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt.“

„Ich? Um des Himmels Willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?“

„Das kann ich nicht sagen, Prinz; wohl aber, daß Ihre gekränkte Ehrliche thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente . . . Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen.“

„Den Buchhalter Rosier? Meinen Sie den?“

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden sollte, als alle anwesenden Franzosen verstummt, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem stolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing.“

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!“ rief der Prinz, der sich getroffen fühlte: „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim König gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhöhung in den Adelsstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Mosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist.“

Fräulein de Pons, überlistet vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher: „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen.“

Die Versöhnung listete sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Nothlüge erkaufte hatte. Nie war ihm in Sinn gestiegen, sich Mosiers anzunehmen. Und wenn hundert Mosier für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft Hals und Weine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquise von Pompadour leichtes Spiel, sie zu überreden, daß der schöne junge Mann, der sich für ihre Ehre so ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es versteht sich, daß Mosiers Verdienst glänzender dargestellt ward, als es in der That war. Was liegt

an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in solchen Fällen?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltäpfer Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frischgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Rosiers mit Rosny eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosny, Heinrichs IV. berühmtem Freunde, hervorgehen; und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?“ sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiderte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gesunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinde, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik.“

11.

Der Schlei er.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; —

nein, man sah täglich unbekannte Gestalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Personen unter dem Federzug eines Ministers ins alte Nichts verschwinden. Die Menschen spielten im Sonnenglanze der königlichen Willkür wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern stürzten mit versengten Fittichen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am schwarzen Meere oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherie, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protektion zu verschaffen wußten. Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Rosier auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; denn man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hof gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein de Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Dron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal Bernis entging nach langem Umherschorchen nicht, daß sich der Prinz Soubise mit besonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe; obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieser Theilnahme bewegen könne. Da man den Herrn von Rosier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend

einen Werth für denselben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was seinem eigenen Vorthail früh oder spät zusagen konnte, warf daher seinen Gnadenblick auf den ehrlichen Golas und suchte ihn an sich zu ziehen.

Golas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Dieser empfing ihn mit seiner ihm eigenen Artigkeit, und sagte: „Herr von Mosier, schon längst war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie sind zu einer höhern Laufbahn von der Natur bestimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schicksals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatischen Fache, als Angestellter in meinem Ministerium, arbeiten.

Allerdings war Golas angenehm überrascht. Es fehlte nicht an Versicherungen der Dankbarkeit und unbedingtesten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Pauline, und daß sie die Urheberin seiner neuen Erhebung sei.

„Mit nichts!“ erwiderte Pauline: „Vergleichen macht sich von selbst. So lange du nichts warst, hätte dich der Fuß jedes Lafaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt bist du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es soll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Minister, Graf und Herzog wirst. Du hast Anlagen zu Allem, so gut wie der Kardinal Vernis, der ehemals nur ein kleiner Versemacher und froh gewesen war, eine Pension von fünfzehnhundert Livres zu genießen.“

Das Beste von allen Standeserhöhungen ward für Golas die Möglichkeit eines freieren Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Dron zog den königlichen Rath in seine Gesellschaft, — Pauline wußte dies gar gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenosse, den man in seinen Hinterzimmern kaum beachtet hatte, nahm in demselben Palaste einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch

unmittelbarer Nachbar von Paulinens bescheidenen Zimmern. Graf Dron hatte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu sehen. Aber Golas und Pauline hüteten sich wohl, einstweilen öffentlich als das zu erscheinen, was sie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eifersucht des Prinzen Soubise, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Golas sei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Golas begnügte sich mit seinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu sein, konnte dieses Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältnisse. Er lernte es bald aus, daß die Kunst der Diplomatie so schwierig nicht sei. Die mangelnden Kenntnisse konnte man ohne Mühe, durch einen geschickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Gesellschafter sein, eine feine Intrigue durchspielen, sich in Jedermanns Laune einschniegen, Leidenschaften wecken und nähren, aber selbst keine äußern; überall hordchen, überall sehen, und doch überall wie taub und blind dastehen — das lernte sich bald. Golas dachte: „Wie man sich doch irrt, wenn man im Staube drunten steht und zu den Göttern der Erde hinausschaut! Wahrhaftig, jeder lustige Perrückenmacher hat so viel Talent zur Diplomatie, als eine hübsche Wäscherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrscherin eines großen Reiches zu sein!“ Aber er dachte das nur, und war schon zu guter Diplomat, um die Geheimnisse der Schule auszulaudern.

Mit demselben treuen Eifer, wie bisher im Bureau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdendsten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keiner Lustpartie. Die Anmuth seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des

Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Dron geschah, daß auch die Familie des Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurden. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an diesen beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was sie beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline,“ sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen.“

„Aber Colas,“ entgegnete Pauline, „hast du gestern die junge Gräfin von Staremborg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Ballo kam ihr an Lieblichkeit gleich; und sie ist doch eigentlich nicht so wunderschön.“

„Es ist wahr,“ sagte Colas, „sie fiel mir beinahe neben dir auf.“

„Fiel sie dir auf?“ versetzte Pauline hastig: „Aber hast du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberschleier ist's, das Vollendetste, was ich in dieser Art je gesehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen solchen Schleier . . .“

Colas lächelte und sagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt sein? — Ich frage den österreichischen Gesandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten.“

„Ach, du gutes Kind,“ seufzte Pauline, du verstehst dich auf den Werth dieses Schleiers schlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte sie, es sei ein Geschenk der Kaiserin-Königin. Nur drei solcher Schleier hat die Welt. Die Kaiserin

selbst trägt den zweiten. Der dritte ist wahrscheinlich nicht für mich bestimmt.

„Wer weiß?“ sagte Colas: „Es kommt auf den Versuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und schlang ihre Arme mit Begeisterung um seinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in diesem Schleier wird Pauline ohne Widerstreben Frau von Mosier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längst nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer so schönen Schwester unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchstes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu schenken. Das adeliche Geblüt verläugnet sich selbst nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichgeborenen Geliebten gegenüber.

---

12.

Die Allianz mit Oesterreich.

Der Graf von Staremberg, als Gesandter der Kaiserin-Königin Maria Theresia, hatte bisher sein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den französischen Hof zu einer Allianz mit Oesterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürst von Kaunitz, als außerordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preußen selbst, welcher sich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelassen hatte. Dem ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oesterreich.

gegen Preußen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hofe zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Rostler ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Rostler auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermesslichem Werth, und stamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Wichtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Beste Freund,“ rief der Graf, „so sind wir beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen.“

„Man muß nie verzagen, Herr Graf,“ sagte Colas und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei: „Wie Vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Gesandte stuchte bei diesen Worten. „Freund,“ rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?“

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!“ sagte er zum Gesandten.

„Freund,“ rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen.“

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhiess seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Rath seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!“

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traum zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich lebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast

muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume. Ja, auch ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Millionen der Zuschauer, die Ihnen zujuchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und . . .“

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Hefigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!“ sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich so schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielt es für Pflicht, — so gute Französin bin ich — den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu schmücken, wenn er ihn in der Glorie seines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie sind ein boshafte, grausames Mädchen!“ rief Souvise, „eine Erzschwärmerin sind Sie, oder die schlaueste Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit?“ fragte Pauline verwundert: „haben wir nicht den Krieg mit England?“

„Wenn auch!“ antwortete der Prinz: „Aber Sie wissen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Lande an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal schlagen, ich selbst wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!“

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?“ versetzte

Pauline: „Greifen Sie die Engländer in Deutschland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dies geschont?“

„Fräulein,“ erwiderte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist.“

„Gedeckt? Von wem?“ fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preußen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!“

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen.“

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Vorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Étrées eifersüchtig zu machen, war der Schlaunen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten,

als ihn das Fräulein de Pons in einer spätern Unterredung vollkommen entschied.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preußen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht,“ sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen sehr wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf.“

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein,“ sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starembergs schöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigstens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiserin selbst schreibt.“

Prinz Soubise verbarg seinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquise noch bei weitem nicht der Unüberwindliche sei. Alle Hoffnung wäre ihm geschwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeußerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeschoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquise ins Spiel zu ziehen!“ sagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiserin bewegen, der Marquisin einen freundlichen Brief zu schreiben. Das kostet der Kaiserin nichts. An dem Tage, da Staremburg diesen Brief überreichen wird, ist die Allianz so gut wie abgeschlossen. Aber wie dies dem österreichischen Gesandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!“

„Ueberlassen Sie mir die Sorge!“ sagte Pauline: „Einem Mäd-

chen verzeiht man einen solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europas zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen . . . ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin.“

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Staremborg. Staremborg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen.“

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?“ erwiderte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz,“ antwortete sie, „wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallsstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben.“

Soubise's Antlitz glänzte in stummer Freude. „Aber wie ist das möglich?“ rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie

sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte."

"Die Kaiserin schrieb Ihnen?"

"Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr."

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Dron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudbeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen war die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein ganzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüsterheit eines artigen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der subalternen Angestellten in seinem Ministerium die An gelegenheiten großer Höfe entschieden habe.

---

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

"Die verwünschte Allianz macht mich krank!" sagte der Kardinal, als Rosier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten

Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden.“

„In der That wünschte ich für die Gesundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit, oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich voraussähe!“ antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuschreiben, weil die politische Mißgeburt unter meinem Namen erschienen und nach mir getauft ist.“

„Ach, gnädigster Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieses alltägliche Schicksal!“ sagte Colas in komisch-mitleidigem Tone.

„Wenn ich wenigstens nur den wahren Vater dieses diplomatischen Wechselbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Rosier.“

„Gnädigster Herr, schlägt wider Erwarten der Wechselbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird sich mehr, als ein Vater, zu ihm bekennen. Sie wissen ja, daß manche Stadt, die sich anfangs ihres Sohnes schämte und ihn verstieß, hintennach dem großen Manne Ehrensäulen errichtete. Und, gnädigster Herr, wer ist denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognostikon stellen könnte? Erwarten wir schweigend den Ausgang der Dinge.“

Der Kardinal lächelte und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen so altklugen Tröster vermuthet. Sie haben Recht. Wir müssen zum elenden Spiel die

Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernste, Herr von Rosier, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, selbst wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden sollte?"

"Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück ist immer klug."

"Freundchen," rief der Kardinal, "so der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein albernere Streich, und selbst dann nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn er glückte. So wird die Geschichte einst von mir reden und dieser Allianz."

"O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber. Diese Leute messen Alles nach dem Erfolg. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigern werden höchstens sagen: Der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden sagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhange sah, als ihr in euren Studierwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

"Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben."

"Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde

der Diplomatie zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen.“

„Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen.“

„Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinete die Welt regieren, sondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh gepußt, geht ein unsichtbares Band, das Alles ohne unser Wissen und Wollen zusammenhängt. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird daran zu Schanden. — Die andere ist: der Himmel ist auch in der Politik der beste Vormund der Dummen. Denn ich habe gesehen, daß sich auch die trefflichsten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigsten Menschen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geschäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Kästch des Knaben das Rad herumhaspelt. Von der andern Seite sah ich schon die verkehrtesten Maßregeln der Schwachköpfe von erstaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfensten Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen.“

„Sie haben Recht, Mosier!“ sagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fanatismus ist die Philosophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schicksalsglauben Philosoph zu werden. Indessen bekenne ich Ihnen offenhertzig, das wüste Geschäft wird mir schwer zu verdauen. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen aufs Land und mich zerstreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Gesellschaft zu leisten, Herr von Mosier. Wir werden in der schönen Einsamkeit der Wald- und Felsenwildnisse mit einander ungestört philo-

sophiren können. Es thut mir wohl, einsam aus den Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich. Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau."

Colas verbogte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzusehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie: „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte. Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten!"

„Ja, sagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Dron bei Fontainebleau die Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen."

„Ein goldener Einfall!" jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach," sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich sehne mich nach Einsamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir können die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört genießen."

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle,

daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungekündener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit,“ sagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich.“

Die Marquise versprach ihm Gewährung des Wunsches vom Könige, und in der That erhielt er sie bald. Wie inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde verlassen müssen, that es ihr weh, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire,“ sagte sie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau vertändelten?“

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!“ sagte er: „Treffen Sie Anstalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber.“

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Golas in philosophischer Muße verlebt, und sein Glück gepriesen und in einigen niedlichen Versen verewigt, die wir noch heute in seinen Werken lesen: siehe, da belebte sich die benachbarte Meierei des Grafen von Dron.

„Die schöne Nachbarschaft freut mich!“ sagte der Kardinal zu Golas: „Die jungen Damen sind liebenswürdig. Wir staten ihnen ländliche Besuche ab. So werden wir in unserer klösterlichen Einsamkeit Abwechslung haben.“

Einen Tag später erschien Prinz Soubise und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schlosses ein.

„Es scheint, wir bleiben nicht so ganz für uns!“ sagte Golas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieser: „Doch ist es mir fast nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieser todten Welt zu erblicken. Ich gestehe, es ist mir in der stillen Palast-Wüste etwas unheimlich. Jeder Fußtritt schallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, sie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß seine Lust in einer engen Hütte suchen.“

Zwei Tage später erschienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutschen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zosen, Köchen, Stallmeistern, Lakaien, Zeremonienmeistern, Sekretären, Kellermeistern, Kammerherren, Geistlichen, Schauspielern, Jägern, Hofschnelldern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäscherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Pastetenbäckern und Freudenmeistern (*maitres de plaisir*) in die Höfe der weitläufigen Paläste ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Gestalten aller Art. Es war ein Rufen und

Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenschwachen Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kasernen und Wachen. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Metzgereien einquartirt und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!“ schrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch den Spektakel an! Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal einige Tage später, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfals verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlöffern und fünf Höfen zusammengedrückt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Tross der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.“

„Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!“ erwiderte Colas:  
„Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam.“

„Mit nichten, Herr von Rosier. Umgekehrt, der König findet  
es hier allerliebste, die Marquise bezaubernd, der Hof göttlich.“

„Doch freut es mich, Ew. Eminenz wenigstens den Trost brin-  
gen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich  
von hier nach Marly begeben.“

„Mein Gott, lieber Rosier, daran ist nicht mehr zu denken.  
Der König sagte gestern Abend noch beim Feuerwerk: Ich bin  
lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast  
Luft, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben.“

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends  
zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Sou-  
bise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kom-  
men.

„Hm!“ dachte Colas: „Mir wird es klar. Ich zog Paulinen,  
Pauline die Gräfin von Dron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz  
die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen  
Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe.“ — Die  
Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst noch  
bescheiden an der Richtigkeit. „Es käme aber,“ dachte er, „doch  
auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe,  
ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kar-  
dinal geholfen.“

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?“ fragte Pauline  
ihren Liebling, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des könig-  
lichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der schönen Hoffräu-  
lein die Eroberung des Herrn von Rosier gemacht? Es ist gefähr-  
lich, mit so vielen Schönheiten unter einem Dache wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böse Pauline; seit ich mit dem reiz-  
enden Fräulein de Pons zu Paris unter einem Dache wohne, bin

ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe."

"So gestehe mir aufrichtig, Golas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?"

"Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Dron'schen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück."

"Du sprichst aus meiner Seele, Golas. Ich kam unserer Beizder willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfschmerz, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir gesund."

Die Sache ward abgefertigt. Golas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Golas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz," sagte er, „das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen."

"Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!"

"Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen."

Der Kardinal lachte. „Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entinnen. Reisen Sie; denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich

habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notre-dame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist."

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reiste ab. Pauline bekam Kopfschmerz und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Fall irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Raum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleiben mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Étrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stoßen alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe."

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den

Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Abwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbureau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung von Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen bezeugt, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Lust von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen.“

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäplich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Lust von Fontainebleau, sondern eine Austerität, die dem Könige Uebel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!“ brummte er bei sich: „Ich glaube, mein Windmacher Koster steht wirklich auf dem Thurm von Notre-dame und bläst.“

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könne die Lust von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden, die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten, der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und

bis auf den letzten Küchenjungen verfloß; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todtenstille dalag — rief der Kardinal außer sich: „Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Koster einen Bund mit dem bösen Geiste?“

15.

Die Schlacht bei Rossbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberfette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und einem Wohlstand, wie er nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wissen wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische

Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas,“ sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein, und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauen-Sommer. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren heißen.“

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder als ihr Blüthe-Jahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Nofter.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Rossbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich,“ schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preußen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preußen, aber

liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolaus de Rostier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst war, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Rostier und die Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen lieblichen Mann."

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nichts desto minder geschäftig in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern."

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!" sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortbauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen."

— Gnädigster Herr, erwiderte Colas, einem welterfahrenen,

weisen Mann, wie Sie, sollte das Urtheil Frankreichs und Europens sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist.

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Minister, der Cardinal Vernis, nicht regiert?“

— Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?“

— Verzeihen Sie. Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König.

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!“

— Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Kopisten, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und zwischen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden. Sie halten, glaube ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher.“

— Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Erscheinenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind.

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen.“

— Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und ich bin bescheiden genug zu glauben, daß ich in einer Gesetzesmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelpußer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelpußer fällt ein, das Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe.

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!“ erwiderte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden,

was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst, mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Rätthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig ist, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke.“

— Erlauben mir Sw. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV. auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Scharneider, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen.

Der Kardinal und Golas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

---

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Golas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Goldregen über Herrn Rosters Schreibtisch und Paulinens Schmucktsch, goldene Brillantringe, Uhren, Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenfram.

Golas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine

guten Gründe, lieber Rosier," sagte der Minister lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe kosten, mit keiner Gefahr verbunden sind, und am meisten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeschäften. Ich möchte Sie im Voraus entschädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen sollte.“

„Sie mich unglücklich machen, gnädigster Herr?“ fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem schlichten, gesunden Menschenverstande wundern sich? Wissen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unsicherem Boden ich in unserer königlichen Anarchie stehe? Heute bin ich Minister; wissen Sie, was ich morgen sein werde? Wahrhaftig, Freund, ich weiß das so wenig, als am türkischen Hofe der Großwesir oder Kaimakan von sich zu sagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geschäften, oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen.“

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über seine Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und sagte: „Colas, heute beugt man sich vor dir; daran ist wenig gelegen. Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so gibt dir der Höflings- und Beamten-Pöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung. Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie. So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gütern, oder genießen den Winter

zu Paris, wenn wir des ländlichen Stills Lebens müde sind; was verlangen wir mehr?“

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Land-Lebens so verführerisch, daß Colas keinen Augenblick widerstand.

Der Cardinal bedauerte es, daß Herr Rosier nach einigen Monaten seine Entlassung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo Nichts von Gesetzen, Alles vom Wohlleben des Gebieters und seiner Lieblinge abhängt, wird die Selbstsucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland ist, macht man sich's in seinen vier Pfählen!“ sagte der Minister: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdanke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landsitz, ein junges, schönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener sein, wenn Sie Herr sein können? Warum wollen Sie nicht in der gesunden Fülle ihrer Lebenskraft die Lust des Lebens ungestört genießen?“

Die gnadenvollste Entlassung des königlichen Rathes erschien, und war, wegen treu geleisteter wichtiger Dienste desselben, mit einem mäßigen, doch anständigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er schlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr schönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landschaft, in reizenden Umgebungen, zwischen freundlichen Nachbarn, vergaßen sie die Irren und Wirren der Hauptstadt schnell. Colas, verliebter in seine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline gewesen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten Beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Cardinal Vernis seine Entlassung beim König erbeten und empfangen hatte. Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wie-

gend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsheerrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu hören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte seinen Freund Rosier und küßte der schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ sagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag.“

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigster Herr?“ riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Rosier, Ursache zum Erstaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: „Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Kesselflicker, Savoyarden, Wäschermdädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul sich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübsches Mädchen, Choiseuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebshaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König

wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefsten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Person, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erst dann entfernt, als es die Marquise verlangte. Er spielte seine Umtriebe meisterhaft, und dafür ward er sogleich Gesandter am Wiener Hofe. Einen so ergebenen Mann hatte die Marquise aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, sobald ich meine Entlassung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückseligen Bündnisses mit Oesterreich und den Krieg mit Preußen länger tragen konnte, ward Choiseul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind sein, zu rechter Zeit sehend werden — das brachte den Herzog von Choiseul an die Spitze Frankreichs.

„Aber,“ rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?“

„Eine Kleinigkeit!“ erwiderte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marktenderin zu fallen.“

„Gew. Eminenz scherzen!“ sagten Golas und Pauline.

„Mit nichts. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle saß ein ganz gemeines Marktendermädchen, die Urheberin meines Schicksals. Einer meiner Stallknechte, der dieses Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienste gejagt, weil sich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutscher überwiesen worden war, mich betrogen, und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochschwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnasigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Garde-Lieutenant lief zur Gemahlin des Generalkontrolleurs. Diese bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von

Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem König. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch sobald als möglich, vertauschen könne, weil, wie ich deutlich bewiese, die Maßregeln Sr. Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom.“

Der Kardinal reiste nach zwei Tagen ab. Colas und Pauline priesen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem vertrauten Freunde in Briefwechsel, der erst nach dem Tode der Marquise, etwa im sechsten Jahre seiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete sich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. „Denn, dachte er, „wer regiert denn?“